

MAXI-Leseprobe gratis

Axel Schnell

Wolff. Der Atlantis-Krieg

Phantastischer Roman



*›Atlantis ging nie verloren.
Es verbirgt sich in der unbewohnten Welt.«*

— ›DIE ATLANTIS-CHRONIKEN‹

Inhalt

Troja nehmen	8
Magnum	17
Der Schatten der Steine	27
Havanna-Zigarren	33
Der Traum	41
Der tote Freund	47
Die gefiederte Schlange	51
Lichtdome	59
Das verwundete Land	68
Nautilus	76
Der Gesang der Undinen	84
Das Grab von Atlantis	89
Das Blut der Erde	100
Das Herz der Herrlichen	106
Der Gottkönig	117
Der Dschungel	124
Die Pyramide	134

Der goldene Reif	140
Die Krieger der Schlange	147
Die schwarze Königin	155
Der Palast	162
Der blutige Tanz	169
Der Flammenfresser	180
Die Sonne der Bestie	186
Fronttheater	193
Der Verborgene Tempel	200
Die Schlacht der Wölfe	208
<i>Nachwort</i>	216
<i>Über den Autor</i>	218

Troja nehmen

Irgendwo da draußen ist mein Feind. Ich werde ihn töten, wenn ich ihn finde. Denn ich bin ein Mörder. Der Mann soll langsam sterben. Natürlich könnte ich ihn schneller töten, aber ich genieße das, und auch die Guten haben ein wenig Spaß verdient.

Nein, nichts Ernstes, ich bin kein Psychopath. Ich morde einfach, um die Welt zu retten. Nicht, dass sie es wirklich verdient hätte, aber einer muss es ja tun. Und ich war gerade in der Nähe, als es losging, natürlich mit einer Blondine und viel Sex. Außerdem war ich wahrscheinlich betrunken.

Ich heiße Wolff. Mir gehört eine miese kleine Klitsche, die vielleicht nur meine Mutter freundlicherweise Detektivbüro nennen würde. Leider ist sie nach meiner Geburt abgehauen. Ich war runter, weit runter, als mich ein Auftrag in ein kleines Fischerstädtchen in der Bretagne führte. Eine eifersüchtige Ehefrau war völlig zu Recht der Meinung, dass ihren Mann bei seinen Tauchausflügen eher die Gesänge der Sirenen als das Rauschen der Tiefsee lockten. Tatsächlich erwischte ich ihn, die Hand an einem Arsch, der eindeutig nicht zu seiner Frau gehörte. Als ich ihm die Fotos zeigte, gönnte ich mir einen der raren Augenblicke zuzusehen, wenn Männer weinen. Natürlich lieben sie alle ihre Frauen, und natürlich überleben sie es nicht, wenn ihre Frau sie verlässt. Ich höre so etwas ganz gern.

In diesem Fall deckten sich die Angaben des Ehemanns mit meinen Informationen. Seine Frau verfügte von Haus aus über ein ansehnliches finanzielles Polster. Und er war das, was man

als einen verhinderten Heiratsschwindler mit mäßigem Talent zum Hochstapler bezeichnen könnte. Ich ließ ihn eine Weile heulen, bis mich das schöne Gefühl der Rührung überkam. Ich beschloss, dem nachzugeben, schließlich bin ich ja auch ganz gern ein guter Mensch. Ich murmelte etwas wie ›Wir Männer müssen doch zusammenhalten gegen die Welt‹ (was natürlich ausschließlich die Frauen meinte), ›ein Freund, ein guter Freund usw.‹ Wir zwei von der Tankstelle lagen uns in den Armen.

Dann ging ich auch gleich zur Zapfsäule und bediente mich auf seine Kosten. Ich hatte ihn wirklich lieb gewonnen, besonders dann, als er mir – ein Mann, ein Wort – einen Briefumschlag mit einer beträchtlichen Summe überreichte. Mehr, als die geschäftstüchtige Ehefrau jemals gezahlt hätte. In einem solchen Augenblick entdeckt jeder sein Herz für die wahrhaft Liebenden.

Ich gab ihm die Negative. Man hatte mir schon öfter gesagt, dass meine Methoden der Fotografie hoffnungslos veraltet sind. Wird wohl stimmen, aber für mich war das die einzige Art, auf die es sich richtig anfühlte. Nachdem wir Brüderschaft getrunken hatten, ging in mein Hotel und packte meinen zweiten Film in einen Umschlag, den ich seiner Frau schickte. Dass ich ihr das zuschickte, war einfach eine Frage der Aufrichtigkeit. In meinem Gewerbe kommt man ohne Moral einfach nicht weiter. Anschließend gönnte ich mir noch ein paar Tage Urlaub, Geld hatte ich ja jetzt genug. Außerdem konnte ich mich darauf verlassen, dass sich der gerettete Ehemann und Freund weiterhin in meiner Schuld fühlte. So etwas ruft das Beste im Menschen hervor: Dankbarkeit. Ich nehme an, es war die pure Bestechung, als er mir auch noch einen Tauchgang spendierte.

Sie gehörte zu unserer Tauchgruppe. Eine auffällige Erscheinung auf einem miesen Boot in Richtung Kliff. Eine Horde von Idioten in blauschwarzer Pelle erging sich in feuchten Träumen von Hummern, Wracks und einer besseren Welt. Drei Flaschen Rotwein gaben mir das beruhigende Gefühl, jederzeit abtauchen zu können. Die Sonne schien, das Meer

dümpelte in unerträglicher Langeweile und ich entkorkte die erste Flasche auf der Suche nach meinem Platz im Abendland.

»Gibst du mir einen Schluck ab?«

Darauf hatte ich schon lange gewartet. Langsam hob ich den Blick und fand heraus, warum seit mehr als fünftausend Jahren Götter, Barkeeper und Psychiater Vollbeschäftigung haben. Sie hatte aus ihren 1,75 Meter etwas gemeißelt, das die Männer mit einer Mischung aus Gier und Angst und ihre Frauen mit purer Mordlust erfüllte. Ihr schwarzer Tauchanzug lag eng an einem Körper, für den ich auch Troja plattgemacht hätte. Das lange blonde Haar schimmerte als Einladung zum Selbstmord in einer ekelhaft mild strahlenden Sonne.

Irgendwie kam sie mir bekannt vor. Ich blätterte in meiner inneren Kartei in der Rubrik untergegangene Reiche, geplünderte Tempel, verwesende Leichen und fette Geier, kam aber nicht so recht weiter. »Trink erst mal«, riet der Praktiker in mir, dem ich viel Spaß, Kopfschmerzen und jede Menge Ärger verdanke. Ich beschloss, dass er recht hatte.

»Kann ich noch einen Schluck haben?«, bückte sie sich nach der Flasche und gab mir die Gelegenheit für einen großzügigen Blick auf die Hügel des trojanischen Finales. »Danke schön«, sagte sie artig und setzte sich. »Wie heißt du eigentlich?«

»Wolff«, antwortete ich. »Und wer bist du?«

»Ana«, sagte sie und schenkte mir ein Lächeln, für das auch gläubige Christen augenblicklich in Richtung Hölle umgebucht hätten. Ich erkannte den Geruch der Firma sofort. Eines wusste ich: Abzutauchen brauchte ich nicht mehr, ich hatte meine Nixe schon gefunden.

Ich schaute ihr tief in die meerblauen Augen. Es war eindeutig Liebe auf den ersten Blick. Ein schönes Gefühl, das seine höhere Weihe allerdings erst durch augenblicklichen Sex erhält. Sie schien das genauso zu sehen. Als die anderen über Bord gingen, um die Welt unter Wasser zu entdecken, gingen wir auf eine Entdeckungsreise, die auch viel mit dem Zauber der feuchten Tiefe zu tun hatte. Der Kapitän machte sich diskret im

Bauch des Schiffes an der Maschine zu schaffen. Der Mann hatte ein Herz für die Liebenden und nahm dankbar den Geldschein, mit dem ich eine so großzügige Haltung belohnte.

Später gingen wir noch in ihr Hotelzimmer und holten nach, was uns auf dem Schiff noch gefehlt hatte. Stören konnten wir keinen, das Hotel war in der Vorsaison fast leer. Es war umwerfend mit ihr, und so sollte es auch bleiben.

Allerdings sah es noch nicht so aus als ich aufwachte. Das Licht des Vollmonds leuchtete hell durch das Fenster. Bestimmt romantisch, aber ich war verkatert, mies gelaunt und wieder ganz bei mir. Sie schlief noch und ich tat das Naheliegendste: Ich durchsuchte ihre Umhängetasche. Schließlich sollte man immer wissen, mit wem man es zu tun hat.

Das ist etwas, worauf man sich bei Frauen verlassen kann. Alles Wichtige transportieren sie in mehr oder minder geräumigen Taschen, als ob sie ständig auf der Flucht wären. Was ich bei ihr fand, ließ mich glauben, dass dieses Prachtexemplar entweder auf einer besonders gefährlichen Flucht oder auf der Jagd war. Der ins Auge springende Inhalt ihrer Tasche war so beunruhigend, wie es eine schwarze Neunmillimeterkanone mit Schalldämpfer nur sein kann. Das Problem ist, dass an diesen Waffen nicht in großen Buchstaben steht, ob sie den Bösen oder den Guten gehören. Vermutlich hätte das aber auch nicht viel geändert.

Dann hörte ich eine Decke rascheln. Im Spiegel beobachtete ich meine Schöne. Was ich dort im Mondlicht sah, ließ mich fast wieder glauben, dass ich ein ziemlicher Glückspilz war. Sie kam auf mich zu, leise Schritte von nackten Füßen auf dem alten Holzfußboden. Der Optimist in mir, der in so einem Fall gern Neunmillimeterwaffen ignoriert, wollte mir schon gratulieren. Aber so gut kannte ich den notorischen Bruder Leichtfuß schon, dass ich mich bestimmt jetzt nicht schlafen legte und ihn mit einer schwer bewaffneten Frau allein ließ. Schließlich teilen wir beide uns einen Körper. Und einer muss darauf achten, dass unsere breite Brust nicht plötzlich durchlöchert wird.

Als ich mich umdrehte, setzte sie sich nackt mit angezogenen Beinen auf einen Ledersessel. Ihr langes Haar fiel über die schwarze Lehne. Sie musterte mich neugierig.

»Guten Morgen«, sagte ich. »Ich habe schon von den Waffen einer Frau gehört. Aber findest du nicht, dass du das ein bisschen zu wörtlich nimmst?«

»Nein. Heutzutage kann eine Frau doch gar nicht vorsichtig genug sein. Besonders ...«

»Besonders?«

»Besonders, wenn zwei Killer hinter ihr her sind.«

Na klasse, das hatte mir noch gefehlt. Entweder hatte der blonde Engel, mit dem ich das Bett geteilt hatte, einen Knall, log oder hatte recht. Und das war mit Sicherheit das Schlimmste. Ich stehe nicht auf Bonnie und Clyde, ich will nicht mein Leben im Kugelhagel aushauchen, auch nicht an der Seite einer schönen Frau. Und wenn, dann ist das eine Party, die ich erst jenseits meines hundertsten Geburtstags feiern will. Ich stehe nicht auf Tod, das bringt eine Menge Ärger, besonders, wenn es der eigene ist.

»Ja, dann gehe ich wohl besser«, teilte ich meiner Schönen das Ergebnis meiner Überlegungen mit.

»Du würdest mich allein lassen?«

»Sieh mal, wir kennen uns doch kaum. Wir sind uns nichts schuldig.«

Was ich verschwiegen, war die Tatsache, dass ich keine Lust hatte herauszufinden, ob sie eine schöne Lügnerin war oder bald eine schöne Leiche sein würde. Die Antwort gefiel ihr nicht. Ihre Augen verengten sich zu schmalen Schlitzern.

»Gib mir wenigstens meine Waffe wieder.«

Ich hatte noch weniger Lust herauszufinden, ob sie nicht eine Irre war, die gerne Männer nach Liebesnächten umbrachte.

»Ich gebe sie heute Nachmittag unten an der Rezeption für dich ab oder vielleicht auch erst morgen«, schlug ich vor.

Sie straffte sich wie ein Raubtier, das gleich springen will. Bevor sie es tun konnte, drehte sich langsam der Türgriff. Dann

ging alles blitzschnell. Zwei Männer in schwarzen Lederjacken stürmten mit gezogenen Waffen in den Raum. Sie sahen meine Schöne und starben. Zwei Schüsse – die Kugeln trafen sie mitten in die Stirn. Die Männer machten einen Sprung rückwärts ins Jenseits.

»Gut«, sagte sie. »Du schießt sehr gut.«

Da hatte sie recht. Wenn ich auch finde, dass der Tod eine Menge Ärger einbringt. Das gilt auch für den von anderen, zumindest, wenn man sie gerade umgebracht hat. Allerdings Sorge ich im Zweifelsfall lieber dafür, dass die anderen ins Gras beißen. Das hier war nicht gerade das, was ich mir unter einem kleinen Urlaubsflirt vorgestellt hatte.

»Wer bist du?«

»Ich bin Ana. Das habe ich dir doch schon gesagt.«

»Und wer sind die?«

Sie stand auf und ging zu den Leichen. Ihre Brüste schaukelten leicht, als sie sich über die Toten beugte. Ich sagte Adieu zu ihren Reizen und achtete darauf, dass sie nicht nach den Revolvern der Toten griff. Es ist immer schön zu wissen, dass es höhere Werte als Sex gibt. Und da sagen die Frauen immer, Männer hätten nur das Eine im Kopf.

Sie machte sich an den Leichen zu schaffen, stieß einen kleinen Triumphschrei aus, als sie fand, was sie suchte und gab mir wortlos eine kleine flache Scheibe mit einer Anstecknadel.

»Sieht aus wie ein Hakenkreuz.«

»Das ist eins«, sagte sie triumphierend.

»Was wollten die von dir?«

»Sie glauben, ich hätte etwas, das ihnen gehört.«

»Und hast du?«

»Nein, aber die sind verdammt hartnäckig, wenn sie so etwas glauben.«

»Gibt es noch mehr davon?«

»Eine ganze Menge.«

Verdammt, das roch so richtig nach Ärger. Es ist schon sehr belastend, überhaupt jemanden umzubringen. Aber diese bei-

den Leichen konnten offenbar noch ganz andere Probleme bescheren als eine unerfreuliche Begegnung mit der örtlichen Gendarmerie.

Obwohl es schon schwierig genug zu erklären sein würde, warum zwei so lebendige Menschen mit zwei so auffällig toten in einem Zimmer waren. Zumal, wenn die Lebendigen auch noch eine Kanone mit Schalldämpfer hatten und schossen, als wären sie Buffalo Bill persönlich.

Ich schaute mir die Toten genauer an. Ihre Gesichter wirkten so erstaunt, als ob sie noch immer nicht richtig fassen konnten, wie plötzlich dieses Loch zwischen ihre Augen gekommen war. Sie hatten kurz geschorene Haare und waren wahrscheinlich schon kein besonders schöner Anblick gewesen, als sie noch am Leben waren.

»Ich ziehe mich jetzt an«, unterbrach der Engel im Zimmer meine Betrachtungen.

Meinetwegen. Sie verzog sich in eine Ecke des Zimmers. Ich sammelte die Knarren ein und durchsuchte die Leichen ziemlich grob. Irgendwie mochte ich die beiden nicht. Wortlos steckte ich das Bündel Geld und die zwei belgischen Pässe ein, die ich in den Jackentaschen fand. Einer der unbegabten Ex-Killer hatte ein Foto meiner *Belle de Nuit* bei sich. Der andere trug ein Bild von einem Mann bei sich, den ich nicht kannte. Er hatte aber auch ein Foto von einem Mann, den ich sehr gut kannte, nämlich von mir. Ich wurde das Gefühl nicht los, dass hier alles ganz entschieden gegen mich lief. Ich sollte recht behalten.

»Du bist tot«, hörte ich eine Stimme hinter mir sagen, der es nicht an Überzeugungskraft fehlte. Ich spürte ziemlich viel kalten Stahl in meinem Rücken.

»Dummer Anfängerfehler«, sagte die Stimme aus meiner ganz persönlichen Unterwelt. Ich wusste nicht genau, wen er meinte und erfuhr es auch nie.

»Wo ist die blonde Nutte«, wollte er wenig einfühlsam wissen. Er konnte sie aus dem Winkel, in dem er stand, nicht sehen, und ich konnte nur hoffen, dass sie etwas auf dem Kasten hatte.

Sie hatte. Ich sah eine schnelle Bewegung aus dem Augenwinkel.

Dann hörte ich ein unendlich kummervolles Röcheln hinter meinem nackten Rücken. Augenblicklich erwartete ich wieder das Beste für die Zukunft. Ich drehte mich um.

Ein Mann mit einem langen Ledermantel sank langsam in den Armen meiner Schönen zu Boden. Aus seiner durchschnittenen Kehle schoss das Blut. Meine Nixe trat gleichgültig beiseite und ließ ihn mit dem Rest seines Problems allein. Krachend landete er auf dem Boden und zuckte mit den Beinen. Dann war alles still.

Nachdenklich betrachtete ich, wie meine Schöne ihr Messer am Hemd des Toten abwischte.

»Sag nie Nutte zu einer Lady«, kicherte sie vergnügt.

Ich konnte nicht behaupten, dass diese Art von Heiterkeit sehr entspannend auf mich wirkte. Sie hatte sich eine schwarze Lederhose und ein schwarzes T-Shirt angezogen. Beides hob sich auffallend vom mittlerweile eher roten Grundton des Bodens und ihrer Arme ab. Sie ging ins Bad und wusch sich.

Ich hob die Schrotflinte mit dem abgesägten Lauf auf. Das hätte leicht ins Auge gehen können.

»Wir hauen erst einmal ab, sprechen können wir nachher«, schlug sie vor.

Grundsätzlich war ich damit einverstanden. Wer wusste schon, ob nicht noch mehr von diesen Gestalten draußen warteten, und nicht alle konnten solche Pechvögel sein. Ich zog die Jeans an, nahm das T-Shirt und mein legeres Freizeitjackett. Es war meine Lieblingsjacke, die ich immer dann anzog, wenn ich wunderbar entspannt einen draufmachen konnte. Das war wohl jetzt vorbei. Wir warfen noch ein paar Sachen und natürlich alle Waffen in eine Reisetasche. Dann gingen wir in den Flur.

»Willst du nicht noch Spuren verwischen, Leichen beseitigen oder so?«, wollte ich nur rein routinehalber wissen. Etwas in mir ahnte, dass das nicht ihre Art war.

»Wir sind doch nicht im Film«, freute sie sich. »Hier sind die Leichen das Problem dessen, der sie findet.«

Ich sah das zwar anders. Aber wir hätten wohl eine ganze Putzkolonnie gebraucht, um wieder Ordnung zu schaffen.

»Ich bin sicher, du wirst mir das alles erklären«, gab ich einer ziemlich sinnlosen Hoffnung Ausdruck.

»Sicher«, versprach mein Engel. Ich glaubte ihr kein Wort.

Langsam gingen wir die Treppen hinunter, beide mit gezogenen Waffen. Aber in dem Hotel lebte keiner mehr, auf den wir noch schießen konnten. Hinter dem Tresen der Rezeption ragten zwei Beine hervor. Dahinter lag der alte Nachtportier. Sie hatten ihm die Kehle durchgeschnitten. Wir verließen das Haus und überließen es seinen vier stummen Bewohnern. Draußen auf der Straße war auch keiner mehr, den wir noch umbringen mussten. Mir war das ganz recht, mein Bedarf für heute war vollkommen gedeckt.

Dann tat meine Blauäugige etwas sehr Überraschendes. Sie setzte sich einfach auf die Hotelstiege und wartete.

»Sag mal, wollten wir nicht verschwinden?«

»Wir werden abgeholt. Hab' ein bisschen Geduld.«

Dass uns jemand holen würde, konnte ich mir sehr gut vorstellen. Ich hoffte nur, dass der Kerl mit dem Huf nicht wirklich persönlich vorbeikam.

»Er kommt«, verkündete sie. »Wenn er da ist, überlass alles mir.«

Magnum

Ich sah zwei dünne Scheinwerferkegel über die Küstenstraße zittern. Dann rollte der Wagen vor dem Hotel aus, ein nachtschwarzer Van mit den Bildern einer großen schwarzen Fledermaus, einer Harley und Höllenflammen. Er war also doch persönlich gekommen.

Meine Begleiterin ging hinüber zum Wagen, die getönten Scheiben senkten sich ein Stück. Sie sprach mit dem Fahrer. Langsam ging das Fenster weiter herunter.

»Kommt her, steigt ein«, hörte ich die Stimme eines Mannes.

Ich ging auf die andere Seite. Geräuschvoll öffnete sich die Schiebetür. Der Mann stand im Rahmen, und das Mondlicht beleuchtete ihn ausgiebig. Er trug schwarzes Leder und auf seinem Kopf wuchs ein Büschel hellblonder Haare. Ich hatte ihn erst vor Kurzem auf einem Foto aus der Jacke eines toten Killers gesehen.

»Hallo«, begrüßte er uns. »Ich bin Nietzsche. Kommt rein.«

Der Wagen hatte etwas ganz Entscheidendes zu bieten: eine Bar. Irgendetwas in mir weiß immer ganz genau, wo eine steht. Ich überließ meinem Scout den Rest, fand einen wunderbaren Malt Whisky. Dann goss ich mir ein Glas ein und ließ mich in einen der pechschwarzen Sitze fallen.

»Abfahrt«, rief ich und nahm einen tiefen Schluck der goldgelben Flüssigkeit.

»Wohin willst du?«, wollte mein Engel wissen.

»Ich habe nicht den Eindruck, dass das noch eine große Rolle spielt.«

»Nein«, gab sie mir recht.

»Vielleicht gewöhne ich mich ja schnell daran«, tröstete ich mich. »Wir müssen in mein Hotel, ich möchte meine Sachen abholen.«

»Einverstanden.«

Wir fuhren zu meinem Zimmer. Das Hotel war einmal ein Herrensitz gewesen, der in einem riesigen gepflegten Park gelegen hatte, weit weg vom gemeinen Volk. Von den guten Zeiten war nicht viel übrig geblieben. Das Haus war heruntergekommen, der Park zwar immer noch groß, aber verwahrlost. Das gemeine Volk war allerdings noch immer weit weg.

Der Hotelier war der letzte – völlig entgleiste – Spross der einst mächtigen Familie. Ein vor der Zeit gealterter Mann mit Dauerfahne. Er vermietete eigentlich nur, um seinen Fusel zu bezahlen. Dafür sparte er an allem, an heißem Wasser und dem Zimmerservice, den er einer Schwachsinnigen mit schiefem Grinsen in die Hände gelegt hatte. Sie sprach ständig mit sich in einer völlig unbekanntem Sprache. Gelegentlich lief ihr dabei ein Sabberfaden über das Kinn.

Es war eigentlich nicht verwunderlich, dass er nur einen einzigen Gast hatte – mich. Und auch bei mir wusste er nicht immer, dass ich bei ihm abgestiegen war. Oft vergaß er es einfach. Und wie ich hieß, war ihm offensichtlich vollkommen egal. Ich hatte ihm schon mehrere Namen genannt, er akzeptierte sie alle. Es war kaum zu vermuten, dass er mich vermischen würde. Zudem hatte ich im Voraus bezahlt. Den Vermerk hatte er auf das Etikett einer Cognacflasche gekritzelt, die er nie anrührte. Das war seine Art der Buchhaltung.

Als ich im Portal stand, wusste ich sofort, dass hier etwas ganz und gar nicht stimmte. Irgendetwas hatte den charmanten heruntergekommenen alten Kasten in eine lauernde Bestie verwandelt. Ich gab meinen beiden Reisegefährten auf der dunklen Straße ins Nichts Zeichen. Leichtfüßig schritt Ana über den Kies, in jeder Hand hatte sie einen der schwerkalibrigen Revolver. Nietzsche bewegte sich nicht.

Als Ana die Tür erreichte, zwinkerte sie mir zu. Ohne Vorwarnung sprang sie in die dunkle Vorhalle, deren schwere Vorhänge Tag und Nacht zugezogen waren, rollte sich ab und schoss. Ein Mann schrie vor Schmerz. Dann sprang ich, und die Nacht wurde lebendig. Die Geschosspur einer Maschinenpistole fräste sich durch die ehemals gepflegten Möbel im Foyer direkt auf mich zu.

Der Schütze stand oben an der Balustrade. Ich rollte mich über den Holzboden und drückte mehrmals ab. ›Plopp‹ machte es fünfmal. Ich war der Einzige in diesem Inferno, der noch mit Schalldämpfer arbeitete. Ich kam mir vor wie ein Idiot.

Splitternd brach das Geländer über mir. Mit dumpfem Klat-schen landete ein Körper vor meinen Füßen. Bingo! Das Beste war, dass er auch gleich seine Waffe mitgebracht hatte. Ich zog die Leiche an den Füßen zu mir, nahm die Knarre und zog die Reservemagazine aus seinen Manteltaschen. Schon wieder Leder. Ich kam mir langsam falsch angezogen vor, was diese Party anging. Entweder war ich unter Sadisten gelandet oder hatte einen ganz entscheidenden Modetrend verschlafen. Ich entschloss mich, meine Nixe zu fragen, wenn alles hier vorbei war.

Wo war sie eigentlich? Nachdem ich nicht mehr ganz so beschäftigt war, machte ich mir fast ein wenig Sorgen um sie. Ich hätte mir lieber Gedanken um meine Zukunft machen sollen. Plötzlich rollte ein Ei über den Boden, ich warf mich sofort hin. Dann explodierte es. Ein Sofa flog durch die Luft auf mich zu und landete krachend vor meinen Füßen, der Druck nahm mir die Luft.

Als ich wieder halbwegs klar war, fiel mir ein, welche Eier so eine Wirkung haben: Handgranaten. Da oben saß eine gottverdammte Armee. Ich musste hier weg. Wankend kam ich auf die Füße, ein wüstes Klingeln im Ohr. Das hatte mir noch gefehlt. Mit Handicap in den Krieg.

Ich versuchte, mir ein paar ernsthafte Gedanken zu machen, aber bedauerlicherweise fiel mir nichts ein. Einfach abhauen

schied aus, da wäre ich eine prima Zielscheibe gewesen. Ich hätte ebenso gut große Leuchtbuchstaben auf meinem Körper tragen können: ›He, schießt auf mich.‹ Wenn ich aber blieb, wo ich war, konnte mich jederzeit eine Granate hinwegraffen. Verdammte blöde Lage, und der Malt Whisky lag zu allem Überfluss auch noch im Auto. Indianer hätten jetzt ihren Totengesang angestimmt. Ich hätte das vielleicht auch gern getan, aber mir fiel einfach kein Lied ein.

Unsere Feinde hatten es da leichter, aber die brauchten ja auch nicht zu singen. Der ganze Raum war erfüllt vom Knatzen der automatischen Waffen. Die Geschossgarben kamen von oben und den Seiten. Überhaupt schien es kein Fleckchen zu geben, von dem nicht auf mich geschossen wurde. Das mag vielleicht egomanisch klingen, aber in so einer Lage hat wahrscheinlich jeder den Eindruck, alle meinen nur ihn.

Ich machte mich so klein wie möglich und wartete bessere Zeiten ab. Vielleicht würde die Kavallerie ja doch noch im letzten Augenblick kommen. Sehr viel Hoffnung hatte ich allerdings nicht. Sogar der notorische Optimist in mir war auf Tauchstation gegangen. Und das will wirklich etwas heißen. Es heißt, dass kurz vor dem Tod noch einmal alle Bilder des Lebens vorbeirauschen. Bei mir kam nichts. Entweder war es noch nicht so weit oder mein Filmvorführer machte Urlaub.

Bevor ich das herausfinden konnte, riss mich eine gewaltige Explosion direkt über meinem Hirn aus den trüben Gedanken. Wer auch immer auf der Balustrade gewesen war, hatte jetzt eine Menge Ärger. Ein dumpfer Aufprall bestätigte meine Meinung. Da musste jemand, dem ich das sehr gönnte, ziemlich weit geflogen und ziemlich unsanft gelandet sein. Kurze gezielte Feuerstöße von oben ließen die Lichter der feindlichen Mündungsfeuer nach und nach erlöschen. Kein Zweifel, die Kavallerie war doch noch gekommen.

Plötzlich hörte der Lärm auf. Niemand schoss mehr auf mich. Dafür ging urplötzlich das Licht an. Vier Männer lagen mit verrenkten Gliedern zwischen umgekippten Sesseln. Der

ganze Raum wirkte, als hätten ihn gigantische Motten aus dem All in der Mache gehabt. Die Treppe sah aus wie nach einem Besuch von Riesentermiten und schwankte bedenklich, als Nietzsche die Stufen herabkam.

Sein langer schwarzer Mantel schleifte über die Treppenstufen. Er trug Stiefel und hatte den Lauf seiner schwerkalibrigen Waffe lässig über die Schulter gelegt. Auf dem halben Weg blieb er stehen, warf einen zufriedenen Blick auf das Chaos und stellte mir ziemlich überraschend eine Frage.

»Was ist Glück?«

Das war mit ziemlicher Sicherheit etwas, das alle die nicht hatten, die uns in letzter Zeit umbringen wollten. Nietzsche hatte die Frage nicht wirklich als Frage gemeint und die Antwort gleich mitgebracht.

»Glück ist das Gefühl davon, dass die Macht wächst – dass ein Widerstand überwunden ist.«

Hörte sich gar nicht schlecht an, auch wenn sich das mit Sicherheit einfacher ausdrücken ließe.

»Er liebt das. Eigentlich ist er ein Philosoph«, hörte ich eine mittlerweile vertraute Stimme. Meine Nixe war wieder aufgetaucht, zumindest ihr Oberteil. Sie hing kopfüber im Kamin. Dann verschwand sie kurz ganz und kam rußverschmiert aus der Esse.

»Kamine haben doch immer etwas Gemütliches«, leistete ich meinen Beitrag zum Gespräch. Es wurde auch langsam Zeit, dass ich mal wieder etwas sagte.

»Habt ihr einen Spiegel?«, wollte sie wissen.

Das ist etwas, worauf man sich bei Frauen verlassen kann: Wenn sie nicht mehr in Lebensgefahr sind, wollen sie unbedingt wissen, wie sie aussehen. Das ist ein untrügliches Zeichen dafür, dass das Leben weitergeht. Wir hatten natürlich keinen Spiegel. Sie entdeckte die Tür zu einem kleinen Waschräum und ging darauf zu.

Mein Instinkt sagte mir, dass sie das besser nicht tun sollte. Außerdem hatte ich gesehen, dass unter der Tür ein feines

Rinnsal Blut floss. Ich gab ihr und Nietzsche ein Zeichen. Wir stellten uns im Halbkreis auf und richteten unsere Waffen auf die hölzerne Barriere.

»Komm raus«, sagte Nietzsche. »Wir geben dir eine Chance.«

Das war natürlich gelogen. Ich wusste es erst sicher Sekunden später, aber ich ahnte schon vorher, dass es so war. Langsam bewegte sich die Türklinke. Sofort eröffneten meine Nixe und Nietzsche das Feuer. Ich entschloss mich mitzuschießen. Das war bestimmt nicht besonders fair, aber ich wollte ja auch keinen Preis fürs Nettsein gewinnen. Ich war ziemlich übel gelaunt und ich hatte endlich die Chance, wieder etwas für mein Selbstbewusstsein zu tun, nachdem ich mich für meinen Geschmack in den letzten Minuten zu sehr geduckt hatte. Also schoss ich. Und als das erste Magazin leer war, gönnte ich mir ein neues.

Als wir fertig waren, gab es die Tür nicht mehr, und der Mann, der im Waschraum lag, wog bestimmt ein paar Kilo in Blei mehr.

»Glück«, ließ sich ein sehr zufriedener Nietzsche hören. »Glück ist nicht Friede, sondern Krieg.«

»Wie bist du hereingekommen?«, wollte ich wissen.

»Es gibt immer eine Hintertür.«

»Lass ihn nicht im Dunkeln«, meldete sich meine Nixe, »er ist bestimmt die Wände hochgegangen. Nietzsche kann das sehr gut, fast wie eine Spinne.«

»Wie hast du die Jungs erwischt?«, deutete ich auf die Leichen.

»Ich kann im Dunkeln sehen«, behauptete Nietzsche.

»Quatsch«, fauchte meine Schöne. »Er hat Infrarot.«

»Hattest du mir nicht erzählt, dass nur zwei Killer hinter dir her sind?«

Nietzsche schüttelte kummervoll den Kopf. »Sie war noch nie sehr gut im Zählen.«

»Sind noch mehr da?«, fragte ich.

»Ich glaube nicht«, sagte Nietzsche. »Und wenn doch, was macht das schon?«

Ich war mir vollkommen sicher, dass ich genau diese Antwort nicht hören wollte. Die Idee, dass das bisherige Blutbad möglicherweise erst der Auftakt zu einer wirklich harten Nummer sein könnte, gefiel mir gar nicht.

Nun gut, ich hatte noch zu packen. Ich stolperte ganz vorsichtig über die schwankende Treppe. Sie ächzte, als ob sie ihre Würde verloren hatte und nicht mehr getreten sein wollte. Ich enterte mein Zimmer und warf alles in eine Reisetasche. Auf dem Boden der Tasche landete auch meine silbrig glänzende 357er Magnum.

Ich weiß, dass viele einen Trommelrevolver für antiquiert halten, aber ich brauchte die Waffe einfach. Den Revolver hatte ich von einem guten Freund bekommen, der mittlerweile tot war. Die Waffe erinnerte mich an ihn. Vor allen Dingen deswegen, weil er sich diesen Lauf in den Mund gesteckt und damit das Gehirn herausgeschossen hatte. Er war einfach verdammt deprimiert gewesen, als er die Kurve zur letzten Ausfahrt genommen hatte.

Er hatte Spielschulden und jede Menge Ärger mit Frauen gehabt. Beides ist eigentlich eine Grundkonstante im männlichen Dasein seit ungefähr 40.000 Jahren. Mit dem Rad wurde auch gleich das Roulette erfunden. Trotzdem hatten diese Probleme die Fortentwicklung und Vermehrung der Menschheit nie ernsthaft gestört. Warum auch immer ...

Bei ihm war es dadurch dramatischer gewesen, weil er auch jede Menge Probleme mit verdammt schlechten Drogen bekommen hatte. Das fing mit miesem Alkohol an und endete bei ziemlich zweifelhaftem Koks. Er war trotzdem ein echter Klassenmann gewesen. Möglicherweise hätten sich seine Probleme mit den Frauen und allem anderen lösen lassen, aber er hatte einen ganz entscheidenden Fehler gemacht: Mein Freund hatte sich von einer Christensekte heuern lassen, mit null Sex, null Spaß und ziemlich viel Schuld.

Als er da hinein geriet, war er schon ziemlich durchgeknallt gewesen. Was seinem mottenzerfressenen Hirn den Rest gege-

ben hatte, war eine satte Satanserscheinung gewesen. ›Du‹, hatte der Leibhaftige gesagt, ›du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.‹ Das wusste ich, weil es in seinem Abschiedsbrief gestanden hatte, unterschrieben mit Blut. Bevor er sich erschoss, hatte er sich schon die Pulsadern aufgeschnitten. Bei der Obduktion sollte auch noch Gift gefunden werden. Er war eben schon immer ein sehr gründlicher Mensch gewesen.

Die Waffe hatte er von einem Mexiko-Trip mitgebracht. Er war auf der Suche nach dem Hexer von Carlos Castaneda gewesen. Don Juan fand er nicht. Dafür entdeckte er mitten in der Wüste einen zahnlosen alten Irren, der ihm Mescal und die Waffe gab. Ein Hexer sei er, ein ›brujo‹, und viele hundert Jahre alt, hatte der Zahnlose in einem sehr antiquierten Spanisch genuschelt. Er müsse leben, bis er seinem Nachfolger die Waffe des Lichts gegeben habe.

Mein Freund nahm die Knarre aus den knochendürren Händen des Alten. Der starb mit einem glücklichen Lächeln in dieser Minute und entzog sich damit der Mühe, auch nur eine Frage zu beantworten. So hatte es mir jedenfalls mein Freund erzählt, aber er war damals eigentlich auch schon ziemlich durchgeknallt gewesen.

Jedenfalls hatte er mir die Waffe vererbt. Ich nahm sie gern. Sie erinnerte mich an meinen Freund und jedes Mal, wenn ich abdrückte, war es auch ein wenig, als wäre er wieder unter uns. Es war eine wirklich erstklassig großkalibrige Knarre. Nicht eine von diesen ›Ich-weiß-nicht-ob-ich-wirklich-jemand-umbringen-will‹-Kanonen mit den kleinen Mündungsrohren. Wer bei diesem Gerät den Abzug betätigte, wollte töten. Und genau das sollte, da war ich mir sicher, auch der Sinn eines Revolvers sein. Es gab das richtige und das falsche Ende einer Waffe. Und wer am falschen Ende auftauchte, war eben tot. So war das mit den Waffen und so war das mit dem Leben. Es gab Leute, die eine andere Meinung dazu hatten, aber die tauchten auch leicht am falschen Ende auf.

Ich weiß nicht, wie all die Jungs das gesehen hatten, die wir in der letzten Zeit umbringen mussten. Es spielte auch keine Rolle mehr. Wie auch immer, eins war sicher: Mit dem Packen wäre ich auf jeden Fall schneller vorangekommen, wenn nicht eine Leiche zwischen mir und meinem Rasierzeug im Bad gelegen hätte. Ich drehte den Mann mit der Fußspitze um und entdeckte wieder die flache Scheibe mit dem Hakenkreuz. Ziemlich schlechte Zeiten für einen Klubausflug.

Das erinnerte mich daran, dass auch für mich einmal schlechte Tage kommen konnten. Zum Beispiel dann, wenn die Polizei auftauchte. Die nächste Gendarmeriestation war zwar mehr als 20 Kilometer weit weg, aber wir hatten hier schließlich ziemlich viel Lärm gemacht. Da ahnte ich noch nicht, dass es noch viel lauter werden sollte. Es gab bekanntlich für alles eine Zeit. Jetzt war eindeutig die Zeit, um zu verschwinden. Ich ging die Treppe hinunter und sagte das meinen Begleitern. Sie waren einverstanden.

Wir stiegen in den schwarzen Van und fuhren los. Nietzsche legte eine ziemlich seltsame Musik ein. Die Melodie hörte sich an, als würde eine Horde debiler Wilder einen Kammermusikabend geben.

»Was ist das?«

»Nietzsches Lied«, half mir meine Nixe weiter. »Er liebt das.«

»Hört sich vollkommen verrückt an.«

»Das ist es auch, mein Wolff«, sagte sie, und ich sah ihre meerblauen Augen näher kommen. Ich gab nach und hatte eine herrliche Zeit, wenn sie auch verdammt kurz war. Der Van stoppte.

»Was ist jetzt schon wieder los?«

»Wir wollen noch zu einer Party«, erklärte mir Ana.

»Ihr hattet doch gesagt, dass wir verschwinden.«

»Das«, sagte Ana, »das tun wir auch.«

Wir stiegen aus. Mondlicht schimmerte auf dem Ozean, wir standen an einer Klippe. Der Van kauerte wie ein lauernes schwarzes Tier zwischen den Felsen. Nietzsche kam als letzter

aus dem Bauch der kleinen Bestie. Über der Schulter trug er das Gewehr, in der linken Hand hatte er einen kleinen Koffer, sein Mantel war aufgebauscht. Er ging, als würde er plötzlich einen Zentner mehr wiegen.

»Wohin gehen wir?«, fragte ich.

»Freunde treffen«, antwortete mir meine Schöne. »Nietzsche kommt später nach.«

»Und was machst du?«, wollte ich wissen.

»Ich gehe unsere Feinde lieben«, antwortete Nietzsche und lächelte böse.

Wen und was er auch immer damit meinte, ich wollte bestimmt nicht dazugehören.

Der Schatten der Steine

»Komm«, reichte mir die Nixe ihre Hand. Sie zog mich sanft am Rand der Klippen entlang. Wir gingen nur ein paar Schritte, dann sah ich den uralten Steinkreis. Er war wohl von den Kelten errichtet worden und sah aus wie ein kleines Stonehenge. Druiden hatten hier ihre Götter angerufen. Ein bretonischer Fischer hatte mir nach einigen Gläsern Rotwein erzählt, dass die uralten Heiligtümer unterirdisch miteinander verbunden waren. Die Druiden, Götter und Feen würden dort im tiefen Schlaf liegen, bis das Licht aus der Wüste sie erweckte. Das hätte ihm schon sein Großvater erzählt, und der hätte es von seinem Großvater. Ich hörte so etwas ganz gerne.

»Dort wollen wir hin«, deutete sie auf den Steinkreis. Sie löste ihr Haar. Lange goldene Wogen brandeten über schwarzes Leder. Es roch nach Salz, Jod und untergegangenen Reichen.

»Sie erwarten uns.«

Wer auch immer dort sein mochte. Ich beschloss, einfach alles auf mich zukommen zu lassen. Es kann wirklich sehr beruhigend sein, wenn man das Gewicht einer Magnum spürt. Wir gingen an den Klippen entlang, der Wind ließ ihre Mähne flattern. Ihre Haare sahen wie ein goldenes Spinnennetz aus, und ich wusste ziemlich gut, wer die Schwarze Witwe war.

Ich tastete nach meiner Waffe und sorgte dafür, dass ich sie möglichst schnell ziehen konnte. Reine Vorsichtsmaßnahme. Dann genoss ich wieder den Blick auf die mondbeschienene Klippe und auf ihren Hintern. Diesem Arsch würde ich bis in die Hölle folgen, dachte ich gut gelaunt. Da ahnte ich noch

nicht, dass wir auf dem Weg dorthin waren. Als wir den Steinkreis erreichten, ging sie in die Mitte des Hochplateaus, hob die Arme und legte ihren Kopf in den Nacken. Sie sagte etwas in einer Sprache, die ich noch nie gehört hatte. Sie klang erst abgehackt und barbarisch, wurde dann aber melodisch. Dann sang Ana. Langsam schwoll der Wind an. Geräusche kamen aus den Reihen der uralten Steine, erst ganz leise, dann immer deutlicher. Irgendetwas passierte hier, und ich konnte nur hoffen, dass sich dieses ›Etwas‹ mit einer Magnum erledigen ließ. Noch unangenehmer, als Leute umzubringen, ist ein Problem, das sich nicht dadurch lösen lässt, dass man jemanden erschießt. Erfahrungsgemäß sind das die heikelsten Situationen im Leben. Dann kamen sie aus dem Schatten der Steine: Zwölf weiß gekleidete Männer. Langsam schritten sie über das mondbeschienene Hochplateau an der Steilküste auf uns zu. Der Wind zerzte an ihren langen Gewändern. Es schien fast, als würden sie leuchten. Mein schwarzer Engel beendete seinen Gesang.

»Ich grüße Euch, Gwydion«, sagte sie zu dem Mann, der anscheinend der Anführer war.

Offenbar hatte sie sich jetzt entschieden, in einer Sprache zu sprechen, die ich auch verstand. Ich fand das rücksichtsvoll. Wie oft sind schon Menschen getötet worden, nur, weil sie sich untereinander nicht verstanden. Ich könnte dazu einiges erzählen, aber ich weiß einfach nicht, ob so etwas überhaupt verjährt.

Der Mann mit dem schlohweißen Bart betrachtete sie wohlwollend. Er erinnerte mich an jemanden, und dann fiel es mir auch schlagartig wieder ein. Unten im Ort in der kleinen Buchhandlung hatten sie ein Buch über Druiden. Der Mann sah aus, als käme er direkt vom Titelumschlag.

»Und ich grüße Euch, Ana«, entgegnete er. Seine Stimme klang wie die von jemandem, der genau weiß, was er will. »Wer ist er?«

Jetzt war ich im Spiel, und ich hatte nicht die geringste Ahnung, wohin die Kugel bei diesem Hochplateauroulette im Steinkessel rollen würde.

»Er ist der Gesuchte«, sagte meine Schöne.

Der Druiden musterte mich eindringlich. »Was macht Euch so sicher?«

»Erinnert Euch an die Prophezeiung. Ihr werdet wieder auf der Erde wandeln, und das Reich wird wieder sein, wenn der Wolf aus dem Süden kommt und Euch mit seinem Licht berührt.«

»Und?«

Das hätte ich auch gefragt.

»Er heißt ›Wolff‹, und er trägt die Waffe des Lichts.«

Die Augen des Alten waren so durchdringend, als wollte er mir auf den Grund meiner Seele schauen. Ich konnte davon eigentlich nur abraten. Wenn ich in mich hineinlauschte – was sehr, sehr selten geschah –, hörte ich Stimmen, die wenig vertrauenswürdig waren. Was sie sagten, verstand ich nie. Ich hörte Flammen prasseln und ganz in der Ferne Schreie. Manchmal klang es auch wie ein Erdbeben oder eine gigantische Flut in grauer Vorzeit. Es schien fast so, als hätte ich äonentalte, ziemlich durchgeknallte Untermieter. Und was immer ›es‹ war, es wandelte zu Recht nicht mehr auf diesem Planeten. Ich hatte mich schon ziemlich früh entschlossen, mich nicht weiter um all das zu kümmern. Vielleicht wäre es anders gewesen, wenn ich gewusst hätte, wie ich von ihnen Miete kassieren könnte.

»Er ist durch und durch verdorben«, sagte der Alte.

Das hätte ich ihm auch vorher sagen können.

»Aber er ist der Erwählte«, beharrte meine Nixe.

Damit hatte ich allerdings nicht gerechnet. Dass ich gelegentlich gesucht wurde, entsprach meiner bisherigen Lebenserfahrung. Der Erwählte war ich allerdings noch nie gewesen. Ich liebe solche Neuerungen nicht. Vor allem, wenn ich ungefragt zu einer solchen Rolle komme. Die Bilanz der letzten Stunden: Ich hatte mich ein wenig verliebt, hatte kurz nach dem Aufstehen zwei Menschen erschossen und war in einen kleinen Krieg geraten. Ich hatte dabei Nietzsche mit der Handgranate philosophieren sehen. Dann war ich von einer Blondine in schwar-

zem Leder in einem alten keltischen Heiligtum Leuten, die wie Druiden aussahen, als ›der Erwählte‹ vorgestellt worden.

Wenn das hier ein Film gewesen wäre, dann hätte ich versucht, dem Drehbuchschreiber aus dem Weg zu gehen. Dieses Skript stammte offensichtlich aus der Feder eines Irren. Irgendwie musste ich das Tempo aus der Sache nehmen. Wenn sich hier alles so weiterentwickelte, würde nach meinen Hochrechnungen spätestens in einer Woche die Welt mit einem ziemlichen Knall explodieren. Das Finale wäre allerdings nicht ganz so schlimm, weil ich mit einiger Sicherheit schon vorher tot war. Das war aber allenfalls am Ende der Woche beruhigend. Ich musste jetzt etwas tun. Mit einer schnellen Bewegung zog ich die Magnum und setzte sie Gwydion an die Schläfe. Ich hätte auch Ana nehmen können. Sie stand genauso nah. Aber das hätte nur ein Verrückter getan.

»Was machst du da?«, zischte meine Schöne.

»Wir spielen jetzt einfach mal nach meinen Regeln. Ich will wissen, was hier los ist.«

»Du wirst es noch erfahren«, behauptete Ana.

Bevor wir die Unterhaltung fortsetzen konnten, seufzte Gwydion sehr laut und sehr kummervoll.

»Er hat tatsächlich den Lichtbringer«, stellte er resigniert fest.

Bei den Weißgekleideten entstand eine ziemliche Unruhe. Sie sprachen miteinander sehr laut in einer mir unbekanntem Sprache. Offenbar diskutierten sie etwas. Dann kam einer aus der Gruppe auf mich und Gwydion zu.

»Seid Ihr Euch sicher, Ehrwürdiger?«

»Der Lichtbringer hat zu mir gesprochen.«

»Ist er der Erwählte?«, deutete der Druiden auf mich, und er schien es immer noch nicht fassen zu können.

»Er ist erwählt. Wolff ist der Ender«, bestätigte meine Geisel.

»Schluss jetzt«, befahl ich. »Wir hauen ab.«

Langsam ging ich mit Gwydion rückwärts. Mit etwas Glück würde ich schnell ein Auto finden, das ich knacken konnte. Manchmal übernachteten Surfer in der Gegend. Aber so weit

sollte es nicht kommen. Hinter mir hörte ich ein metallisches Klicken und spürte, wie sich ein großes schwarzes Loch in meinem Genick ausbreitete.

»Lass alle Hoffnung fahren«, hörte ich eine wohlvertraute Stimme.

»Hallo Nietzsche, wieder zurück? Was machen wir jetzt?« Auf seine Antwort war ich wirklich gespannt.

»Ich schlage vor, du lässt ihn los, und dann sehen wir weiter.«

»Das ist keine besonders gute Idee«, sagte ich. »Ich hänge ziemlich an ihm. Außerdem sollen Druiden mit einer Magnum am Schädel in manchen Fällen ein gutes Mittel gegen Genickschüsse sein. Es sieht nach einem Patt aus.«

»Ja«, hörte ich ihn, »aber wir spielen kein Schach.«

»Du würdest doch nicht wollen, dass ein Druiden umgelegt wird?« Ich hatte kein besonders gutes Gefühl bei dieser Vermutung und sollte recht behalten.

»Sagen wir, Druiden sind mir egal.«

»Ana hat mich den Erwählten genannt«, versuchte ich einen anderen Weg.

»Sagen wir, auch das ist mir egal.«

Das hatte ich befürchtet.

»Nietzsche, ich glaube dir nicht.«

»Sagen wir, auch das ist mir egal.«

Na klasse, dieser Dialog wurde eindeutig eintönig. Mein Gott, es macht wirklich keinen Spaß, so einem Mist zuzuhören. Hier konnte offenbar jeder sagen, was er wollte. Ein Geräusch, auf das ich schon lange gewartet hatte, brachte dann doch noch Bewegung in die erstarrte Lage: Polizeisirenen.

»Ich glaube, Jungs«, meldete sich Ana, »ihr solltet euer Gespräch später fortsetzen. Lasst uns abhauen.«

Ich fühlte mich einerseits erleichtert, weil mir wirklich nichts mehr eingefallen wäre. Andererseits musste ich mich jetzt mit Ana und Nietzsche einigen. Ich wollte schließlich nicht hierbleiben und das Licht ausmachen, wenn die Bullen ankamen.

»Wie wollt ihr hier wegkommen?«

»Lass das unsere Sorge sein. Komm einfach nur mit und lass den Druiden los«, schlug Ana vor.

Ich musste ihr vertrauen, obwohl ich es ungern tat. Andererseits hatte ich keine Lust herauszufinden, ob Nietzsche nicht doch die Wahrheit sagte. Ich machte mir jedenfalls auch nichts aus Druiden und Erwählten. Außerdem fiel mir einfach nicht ein, wie ich der Polizei das hier erklären könnte.

»Also, wir gehen«, sagte ich. »Wenn du deine Knarre 'runternimmst, nehme ich meine 'runter.«

»Gleichzeitig«, schlug Nietzsche vor. »Ich zähle bis drei.«

Langsam ließ er die Mündung an meinem Nacken abwärts wandern. Ich zog mit. Es lief glatt. Keiner von uns versuchte einen miesen Trick. Das war vermutlich für uns beide neu. Für mich auf jeden Fall. Gwydion ging zu den Druiden, sprach kurz mit ihnen, dann kam er zurück.

»Ich begleite Euch«, sagte er zu Ana. »Gebt den anderen, was Ihr für mich vorgesehen hattet.«

Ana griff unter ihr Haar. Als die Hand wieder aus den blonden Wogen auftauchte, hielt sie einen schweren Ring. Gwydion übergab ihn an die anderen Druiden.

»Nehmt ihn und verwahrt ihn gut. Mit ihm wurde das Bündnis besiegelt. Geht jetzt.«

»Ja, Erleuchteter.«

Die Druiden verschwanden. Wir verließen den Steinkreis und stiegen in den Van. Es wurde auch Zeit, die Sirenen kamen näher. Nietzsche legte wieder seine infernalische Musik ein. Ich hörte die Stimme des Sängers: »*I command the house of the devil.*« Er klang, als würde er den Leibhaftigen würgen.

Während wir die gewundene Straße herabdonnerten, warf ich noch einen Blick zurück. Ich sah blaue und gleißend weiße Säulen aus Licht im Steinkreis. Dann fraß das weiße Licht das blaue. Die anderen schienen es nicht bemerkt zu haben, und ich beschloss, nichts zu sagen. Schließlich waren wir auf der Flucht, und die wären im Stande gewesen, noch einmal umzukehren.

Havanna-Zigarren

Nietzsche verließ die Küstenstraße und fuhr zu einem kleinen Strand.

»Aussteigen«, befahl er.

Wir verließen den Van und gingen zum Meer. Nietzsche gab Signale mit einer Taschenlampe, ein Motor sprang auf dem Wasser an. Ein Schiff tauchte zwischen den Felsen auf. Es sah sehr schnell aus. Ich kannte diese Art Boot aus Filmen, die in Miami spielten. Sie waren ein Spielzeug für Reiche und beliebt bei Drogenschmugglern, die damit die Küstenwache bei Verfolgungsjagden hoffnungslos deklassierten. Wir wateten auf das Boot zu und gingen über eine Außenleiter an Bord.

»Hinsetzen«, sagte der Mann am Ruder. Dann gab er Gas, und es drückte mich in den Sitz. Ein nettes kleines Powerboat. Wir rasten auf das offene Meer zu.

Am Strand stieg ein Feuerball in die Luft. Nietzsche hatte seinen Van entsorgt. Nicht das einzige Problem, das sich in Luft auflösen sollte. Ich sah Flammen am Ortsrand. Dort standen die Hotels, in denen wir eine Menge Tote und jede Menge Fingerabdrücke zurückgelassen hatten. Nietzsche und Ana verwischten ihre Spuren. Außerdem würden die Brände unsere Verfolger beschäftigen. Kein Wunder, dass sie sich so viel Zeit gelassen hatten. Ich hätte vielleicht gleich draufkommen können, aber damals kannten wir uns noch nicht so gut.

Während ich mir noch einen Blick auf das flammende Inferno gönnte, donnerte das Boot weiter auf das offene Meer hinaus. Da ahnte ich noch nicht, dass wir eine sehr abgedrehte

Verabredung außerhalb der Dreimeilenzone hatten. Ich fragte mich gerade, ob ich vielleicht die Enkel der Wikinger und Hunnen getroffen hatte, als mich ein zarter Kuss auf die Wange traf. Ana lächelte mir gewinnend zu.

»Jetzt sitzen wir in einem Boot«, scherzte sie mir direkt ins Ohr. »Willkommen an Bord.«

»Schnallen Sie sich nicht an. Sie sind sowieso gleich tot. Kapitän Nietzsche und seine Crew wünschen Ihnen viel Spaß auf der Reise ins Nichts«, versuchte ich es mit Humor.

»Sehr witzig«, zischte Ana.

»Finde ich auch.«

»Hört auf zu streiten«, meldete sich Nietzsche.

»Wie hört er uns bei dem Motorenlärm?«

»Er kann Lippenlesen«, erklärte Ana.

Ich beschloss, mir das zu merken, lehnte mich entspannt zurück und genoss die Fahrt. Immerhin hatte seit einer ganzen Weile keiner mehr auf mich geschossen. Kurze Zeit später tauchte eine riesige weiße Motorjacht vor uns auf. Wir fuhren darauf zu. Leinen flogen von Bord der Jacht. Wir machten fest.

»Nach dir«, sagte Ana und deutete auf die Leiter.

»Ladies first.«

»Ich bin keine Lady. Jedenfalls nicht so.«

Nietzsche wollte das Ende unseres Gesprächs offenbar nicht abwarten. Er schwang sich auf die erste Sprosse und machte sich an den Aufstieg. Wir kletterten einfach hinterher. An Bord wartete schon ein Mann auf uns. Er trug weiße Handschuhe zu einer weißen Uniform, mit der er auch bei Madame Butterfly Punkte gemacht hätte.

»Schön, Sie zu sehen. Sie werden schon erwartet.«

Als wir uns auf den Weg machten, schaute die Sonne langsam über den Horizont.

»Musst du dich nicht beeilen?«, fragte ich Ana.

»Warum?«

»Ich dachte, Leute wie du müssen im Sarg liegen, wenn es hell wird.«

»Eines Tages wirst du für einen Witz sterben«, prophezeite mir meine blonde Fee.

Vermutlich hatte sie recht. Ich hatte schon immer einen ausgeprägten Sinn für Scherze, die mich Kopf und Kragen kosten konnten. Das war schon als Kind ein echtes Problem. Ich machte einen guten Witz auf Kosten der stärksten Jungs in der Straße und wurde windelweich geprügelt. Trotzdem konnte ich nicht damit aufhören. Jahre später habe ich mir sie dann der Reihe nach vorgeknöpft. Da war ich schon sehr gut, wenn es um wirklich schlimme Dinge geht, die man Menschen antun kann.

Der Uniformierte führte uns über das luxuriöse Deck aus teurem Holz. Die ersten Sonnenstrahlen spiegelten sich auf der silbernen Reling. Es funkelte, als hätte die Sonne ein Rendezvous mit einer Schatztruhe. Der Mann in der weißen Uniform hielt vor einer Kabinentür und klopfte an.

»Sie sind da.«

Die Tür schwang auf und ein Hüne von einem Mann musterte uns. Er hatte halblange weiße Haare mit kräftigen schwarzen Strähnen. Auch sein Bart war von den schwarzen Linien durchzogen. Mit einem strahlenden Lächeln und ausgestreckten Armen ging er auf Ana zu.

»Willkommen an Bord der ›Avalon‹«, sagte er mit fester Stimme, umarmte meine Schöne und küsste sie auf beide Wangen. »Es ist gut, dich wiederzusehen, meine Tochter.«

Ich bemühte mich, mir nichts anmerken zu lassen. Wenn das wörtlich zu nehmen war, wartete auf mich nach der langen Durststrecke, die mein Leben bisher war, doch noch ein Happy End. Vielleicht hatte ich endlich meine Prinzessin gefunden. Schön, stinkreich und vor allem bereit, gerade mich aus dem Jammertal zu führen. Immerhin hatte sie mich den Erwählten genannt.

Wenn ich die Jacht so ansah, waren die Besitzer weit jenseits der Hundertmillionengrenze zu Hause. Ich hatte mich zwar schon oft geirrt, aber meine Geldgier war davon nie sonderlich

beeindruckt gewesen. Sie wollte einfach, dass wir es miteinander sehr nett hatten. Und da konnte diese perfekt entwickelte Gier sehr überzeugend sein. So überzeugend, dass ich beschloss, die Ereignisse der Nacht in einem sehr milden Licht zu sehen.

»Kommt rein«, lud uns der Hüne mit einer weit ausholenden Bewegung in seine Kabine.

Ein mächtiger Schreibtisch stand genau gegenüber der Tür. An der Wand hingen Bilder, die ich für van Goghs hielt. Es waren auch welche – echte natürlich. Der Hüne winkte uns in eine Ecke mit schweren Ledersesseln.

»Nehmt Platz.«

Dann stellte er eine Kiste mit sündhaft teuren Havanna-Zigarren auf den Tisch und bot Drinks an.

»Überlass die Drinks mir«, sagte Ana.

Sie ging zu einer Hausbar und kam mit vier Gläsern Malt Whisky wieder. Ich erkannte das Etikett der Flasche. Ein ›The Macallan‹ von 1979. Und der stand sehr weit vorn in meiner persönlichen Single-Malt-Skala. Allerdings vertrug sich mein guter Geschmack oft nicht mit meiner schlechten finanziellen Lage.

»Der bringt uns gut über die Zeit nach dem ersten Schreck«, verkündete sie und hatte ein paar dicke Pluspunkte bei mir gemacht. Mein Engel verstand etwas von Psychologie. Sie hob ihr Glas, wir taten es ihr nach.

»Auf Avalon und Atlantis«, rief sie. »Mögen die Knochen unserer Feinde im Schlamm verrotten.«

Eins musste man ihr lassen, sie hatte wirklich Temperament.

»Auf Thule«, ließ sich Nietzsche hören. »Und mögen die Dämonen aus ihren Gebeinen Flöten schnitzen.«

»Und mögen wir erobern, was vor so langer Zeit verloren ging«, ergänzte der Hüne.

Ich türmte das Familienvermögen in Gedanken zu einem Berg aus Geld. Das half mir, ihre Trinksprüche ungerührt anzuhören. Wer so reich war, konnte sich einiges erlauben, fand ich.

Besonders dann, wenn auch ich die Hand aufhalten konnte. Die Geldbergmeditation ist eine wunderschöne Übung zur Toleranzförderung gegenüber Multimillionären. Ich kann sie nur allen empfehlen, die sich an den Vermögen anderer Leute bereichern wollen. Das geht nur ohne Groll und Neidgefühle.

»Ich denke, wir reden später«, sagte unser Gastgeber. »Ihr müsst müde sein, ruht euch aus.«

Er läutete nach dem Steward und der Mann in der blütenweißen Uniform öffnete die Tür.

»Zu den Kabinen bitte«, sagte der Hüne.

Als wir über den Flur gingen, da sah ich durch eine offene Tür einen gewaltigen runden Tisch. An der Wand hing ein Banner mit einem Tier, von dem ich nur eine rote Tatze sah. Außerdem entdeckte ich den Griff eines Schwertes. Am Knauf funkelte ein gewaltiger blauer Stein. Einen Moment hatte ich den Eindruck, als würde er mir zublitzeln. Der Steward öffnete die Türen zu den Kabinen, zuletzt zu meiner. Sie war sehr geräumig. Ein breites Bett wartete auf mich.

»Haben Sie noch einen Wunsch?«, wollte der Weißgekleidete wissen.

»O ja, einen Drink. Den Macallan. Oder besser noch, die ganze Flasche.«

Er zuckte kaum merklich. Nach ein paar Minuten kam er mit dem Single Malt zurück. Ich nahm ihm sofort die Flasche aus der Hand, setzte sie an die Lippen und nahm einen sehr tiefen Schluck.

»Schlafen Sie wohl«, wünschte er.

»Danke.«

Ich suchte die Hausbar und holte mir ein Glas. Wer trinkt schon gern die ganze Zeit Whisky aus der Flasche. Über der Bar hing ein großer Spiegel. Ich sah mich an. Dunkle Haare, eine ganz annehmbare Figur und ein gewinnendes Äußeres. Nur mit meinen Augen stimmte etwas nicht. Sie wirkten nicht so, als würde ich an der Giftküche Welt leiden, sondern als wäre ich für deren Zustand verantwortlich. Jedenfalls hatte mir das

einmal jemand gesagt, der mir sehr nahe gestanden hatte. Später hatte er sich mit einer Magnum erschossen.

Übrigens: Ich habe grüne Augen.

Als ich genug von meinem Spiegelbild hatte, setzte ich mich aufs Bett und ließ mich nach hinten fallen. Es war federwölkchenweich. Ich streckte mich lang aus und unternahm den vorsichtigen Versuch, über alles nachzudenken. Der Einfachheit halber begann ich dort, wo es am einfachsten war: beim beachtlichen Luxus, der mich umgab. Also: Sie hatten sehr viel Geld, sprachen mit Druiden, betrachteten heruntergekommene Privatdetektive als erwählt und brachten sehr professionell sehr viele Leute um, die Hakenkreuze am Revers trugen. Außerdem sprengten sie alles in die Luft, wenn sie ihre Spuren verwischen wollten.

Ich hatte wirklich keine Ahnung, in welche Schublade ich sie stecken sollte. Ebenso wenig wusste ich, welches Spiel hier lief. Die Regeln waren mir völlig unbekannt. Ich bezweifelte auch, dass ich sie an allgemein zugänglichen Orten nachschlagen konnte. So kam ich nicht weiter.

Vielleicht konnte meine Magnum mir weiterhelfen. Ana hatte sie als Waffe des Lichts bezeichnet. Sogar Gwydion sprach vom Lichtbringer, als er die Mündung am Schädel spürte. Da hatte er wirklich keinen Grund, um zu lügen. Ich zog die Waffe und sah sie mir an. Sie sah genauso aus wie sonst. Für mich hatte sich nichts geändert. Ich fragte mich, was die anderen in ihr sahen.

Was hatte Ana zu den Druiden gesagt? Irgendetwas wie: *›Ihr werdet wieder auf der Erde wandeln, wenn der Wolf aus dem Süden kommt und euch mit seinem Licht berührt.‹* Anfangen konnte ich damit nichts, aber Ana schien sich sehr sicher zu sein.

Ein leises Geräusch schreckte mich auf. Ich sah, wie sich der Türknopf langsam drehte. Na gut, meine Magnum war ja noch in meiner Hand. Wenn es für mich überhaupt einen guten Augenblick gab, dass jemand ungefragt in mein Zimmer eindrang, dann jetzt.

Ich ließ mich leise aus dem Bett gleiten und legte mich auf den Boden. Ich hörte, wie die Tür aufschwang, nackte Füße tapsten auf dem Boden. Dann hörte ich eine wohlvertraute Stimme.

»Wo steckst du?«, wollte meine Nixe wissen.

Ich stand auf. Sie trug ein weißes Gewand mit einem sehr tiefen Dekolleté.

»Was machst du auf dem Boden?«

»Ich mache mir nichts aus weichen Betten. Holz ist genau richtig. Alles andere führt nur zu lästigen Zivilisationskrankheiten wie einem bequemen und beruhigenden Schlaf. Außerdem ist es von hier unten für mich einfacher, andere Leute zu erschießen, als die mich.«

»Warum bin ich hier?«

»Du hast noch Hunger, und weil der Kühlschrank leer war, hast du an mich als Imbiss gedacht.«

»Fast getroffen«, strahlte sie. »Ich habe wirklich Appetit auf dich.«

Sie ließ ihr Gewand von den Schultern gleiten und ich sah sie erstmals ganz ohne bei Tageslicht. Ich blieb dabei. Dafür hätte ich auch Troja plattgemacht und ich sagte ihr das auch. Sie lachte laut und entblößte blütenweiße Zähne.

»Vielleicht hast du genau das auch schon getan.«

Meinetwegen. Meine Nixe kam auf ihren endlos langen Beinen auf mich zu. Die Haare zwischen ihren Schenkeln waren schwarz. Als sie vor mir stand, begann sie, mein Hemd aufzuknöpfen, dann streifte sie es ab. Ihre schmale Hand wanderte tiefer. Sie öffnete meinen Gürtel und war kurze Zeit später am Ziel ihrer Wünsche. Ich stieg vollends aus meiner Hose. Ana kniete vor mir nieder.

Sie umfasste mein Geschlecht. Ihre Zunge kam langsam aus ihrem roten Mund, wie eine schüchterne Schlange aus einer Höhle des Paradieses. Dann wuchs das Zungentier und umschlängelte das Haupt des Schaftes in zärtlicher Umarmung. Die Spitzen ihrer Brüste berührten meine Schenkel, und mit

jeder Berührung schrieb sie ihren Namen auf meine Haut. Ich schloss die Augen und stand noch so, als die Schlange und mein Geschlecht in der weichen Höhle Hochzeit feierten. Ana ließ es erst wieder gehen, als ich der Braut geopfert hatte.

Mein Glied war immer noch steif. Ana erhob sich, fasste meine Hand und zog mich zum Bett. Wir fielen übereinander her, hungrig und zärtlich mit der sanften Gier der Wölfe. Danach schliefen wir ein. Ihr Kopf lag auf meiner Schulter und ich sah den schlafenden blonden Sturm, bevor der Schlaf zu mir kam.

Ein zarter Kuss auf meine Wange weckte mich. Ich schaute ins strahlende Gesicht meiner guten Fee.

»Gut geschlafen?«

»Mit dir oder danach?«

Sie lachte laut auf und knuffte mich.

»Wir sollten frühstücken.«

»Ja«, sagte ich.

Wir sahen uns an. Sie beugte sich über mich und in ihrem langen Kuss versank die Welt.

Der Traum

Viele Stunden später hörten wir ein dezentes Klopfen an der Kabinentür. Als ich öffnete, stand da eine Flasche Champagner mit zwei Kelchen auf einem silbernen Tablett. Wir tranken sie leer und träumten, ohne einzuschlafen. Später hörte ich ein Lied vom Deck, schlief ein und träumte erneut.

Ein König saß auf einem mächtigen Thron. Sein Haupt zierte ein goldener Reif. In der einen Hand trug er sein Schwert, in der anderen ein Zepter. Von seinem Thron konnte er die gefiederte Schlange sehen. Die Statue stand am Hafen seines Reiches. Schiffe fuhren in alle Himmelsrichtungen. Sie brachten Wissen in alle Welt und wurden verehrt, bis sie selbst zu Göttern wurden. Gütig waren sie und die mit ihnen kamen und voller Weisheit, bis das Feuer der Erde und das schäumende Meer ihre Güte fraßen. Denn da waren die anderen, Wesen der schwarzen Nacht. Auch die nannten ihn König. Er neigte sich ihnen zu. Und die Wolfszeit begann, bis der Wolf die Zeiten endete.

»Aber nicht ich vernichtete das Reich, sondern das Schwert«, sprach der Mann auf dem Thron. »Auch wenn wir eins sind, bestehe ich darauf, wenn du mich in der Hölle triffst.«

Er hob seinen Kopf und ich sah in sein hassverzerrtes Gesicht. Es war meins. Flackerndes rotes Licht tauchte es in eine dämonische Gloriole.

»Traunie dem Lichtbringer.«

Dann brach der Mann mit meinem Gesicht in ein satanisches Gelächter aus. Er stand auf, verbeugte sich mit einer grotesken Bewegung vor mir.

Über den Autor

Axel Schnell ist promovierter Literaturwissenschaftler (Doktorarbeit über Bertolt Brechts ›*Baal*‹), arbeitete zehn Jahre als Tageszeitungsredakteur und war Leiter des Volkswagen Pressebüros Hannover.

Seit etlichen Jahren lebt er als freier Autor auf einem Runenberg und schreibt Romane, in denen es immer irgendwie um ›das Böse‹ geht. Schon durch seine Promotion erfuhr Axel Schnell so ziemlich alles über Mythen, Götter, Teufel und Dämonen. Seine berufliche Tätigkeit, unter anderem als Reporter, eröffnete ihm ergänzende Einblicke, etwa in die Natur des Menschen. Alles zusammen führt zu Romanen, die geradezu eine Archäologie des Bösen aufbauen und immer wieder Tore zu neuen, lustvollen Grabungen öffnen.

Weitere Veröffentlichungen

›*Die Hauptstadt des Teufels. Eine Hannover-Apokalypse*‹
(Unibuch/Verlag zu Klampen, Springe, 2014)

›*Die böse Lust*‹ (Ganymed Edition, Hemmingen, 2016)

**Weiterlesen?
»Wolff- Der Atlantiskrieg«
gibt es komplett überall im Buchhandel,
direkt vom Verlag
oder als eBook in allen gängigen Shops**



www.ganymed-edition.de